Abonnementspreis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh 9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 303. Mittwoch den 15. Juni 1892. 86. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 15. Juni.

Der Parteitag der Conservativen des Königreichs Sachsen beschäftigt heute begreiflicherweise einen großen Theil der deutschen Presse. Am meisten zeigt sich, wie zu erwarten war, die „Kreuzzeitung" von dem Verlaufe des Tages befriedigt; ist es doch den sächsischen Gesinnungsgenossen des Herrn v. Hammerstein gelungen, die „Judenfrage" in einer Weise dem Programm einzuverleiben, die auch den schroffsten Antisemiten freies Spiel läßt. Sehr wenig erbaut sind dagegen die nationalliberalen Organe, von denen die „Nat.-Lib. Corr.", auf einen Bericht der „Kreuzzeitung" sich stützend, scharf mit dem Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Friesen oder vielmehr mit dem, was dieser Bericht ihn sagen läßt, ins Gericht geht. Das nationalliberale Parteiorgan schreibt nämlich:

„Aus dem Bericht der „Kreuzztg." ist zu ersehen, daß der Redner sich sehr eingehend mit den Nationalliberalen beschäftigt hat; doch müssen wir uns versagen, mit diesem Abschnitt der Rede uns zu befassen, so lange nur Zeitungsberichte dazu vorliegen, die von geradezu unmöglichen Behauptungen wimmeln. Es ist beispielsweise nicht denkbar, daß Freiherr von Friesen seinen Zuhörern vorgeredet habe, die Stimmenzahl der Nationalliberalen bei den Reichstagswahlen sei in der Zeit von 1871 bis 1890 von 1 230 000 auf 464 000 zurückgegangen. Mindestens die Hälfte der Zuhörer wäre wohl im Stande gewesen, den Redner zu berichtigen, der übrigens selbst am besten wissen mußte, daß 1890 ebenfalls 1 200 000 nationalliberale Stimmen bei den Wahlen abgegeben wurden. Ebenso ist es falsch, daß in diesen 20 Jahren die conservativen Stimmen von 127 000 auf 740 000 angewachsen sind; sie sind von 530 000 auf 900 000 gestiegen, was zu verschleiern für den conservativen Redner ja gar keinen Sinn gehabt hätte. Da wir annehmen, daß er die Zahlen (1 200 000 nat.-lib., 900 000 cons.) richtig angeführt hat, können wir um so weniger glauben, daß er die abgeschmackte Phrase gebraucht habe, „daß die von den Nationalliberalen vertretene Richtung abgewirtschaftet hat". Das trifft am allerwenigsten für das Königreich Sachsen zu, wo die nationalliberale Partei seit 1871 von 47 000 auf 112 500 Anhänger angewachsen ist und wo soeben erst die conservative Partei einen Wahlkreis, den zu behaupten sie sich außer Stande fühlte, der nationalliberalen Partei überließ. In dieser Weise tritt man doch nicht hinter schwächere, nur hinter lebenskräftigere Organisationen zurück. Sodann glauben wir nicht, daß der Redner die Behauptung aufgestellt habe, daß die nationalliberale Partei in den siebziger Jahren „unter der Herrschaft semitischer Führer" gestanden und „unheilvollen Einfluß" geübt habe. War es doch die conservative Partei, mit der die wichtigsten Gesetze in den siebziger Jahren durch die nationalen und liberalen Politiker an der Spitze der nationalliberalen Partei vereinbart und als Compromißgesetze fertiggestellt wurden. Da nun aber Frhr. von Friesen nach den Zeitungsberichten auf alle diese der angeführten, von ihm unmöglich vertretenen Voraussetzungen die Nothwendigkeit einer Schwenkung ins Antisemitische gestützt haben soll, befinden wir uns völlig außer Stande, vorläufig in eine Erörterung über die Rede des Frhrn. von Friesen und ihr Ergebniß weiter einzugehen. Beiläufig ist nur erwähnt, daß die Berichterstattung auch dort fehlerhaft sein muß, wo sie dem Frhrn. von Friesen die Worte in den Mund legt: Stöcker sei „auch bei uns in Sachsen als ein treuer, aufrichtiger Bundesgenosse anerkannt worden". Gerade die sächsische conservative Parteileitung hat doch eben erst Herrn Stöcker dafür zurechtgewiesen, daß er gegen die eigenen Parteigenossen auf eigene Faust für den Antisemiten im Vogtland agitirt habe. Kurz: der anscheinend von privater dritter Seite, nicht von der Parteileitung an die „Kreuzztg." gelangte Bericht bedarf mindestens in zwei Dutzend Puncten einer erheblichen Correctur, ehe es möglich ist, ihm ernsthaft näher zu treten und ihn im Zusammenhang zu würdigen."

Eine uns aus parlamentarischen Kreisen zugehende Zuschrift beschäftigt sich vorwiegend mit der verschämten Concession, die der Parteitag den Antisemiten gemacht hat, und führt in dieser Hinsicht aus:

„Der Parteitag der Conservativen in Sachsen bedeutet insofern einen Sieg der Kreuzzeitungsrichtung, als er eine Revision des conservativen Programms im antisemitischen Sinne verlangte. Ueber das „Wie" der Bekämpfung des Judenthums hat man sich allerdings nicht näher ausgelassen. Der Beschluß, sowie die Rede des Freiherrn von Friesen hatten augenscheinlich den Zweck, den Antisemiten den Wind aus den Segeln zu nehmen, um das conservative Schiffleln damit vorwärts zu bringen. Antisemitische Parteien, darin gipfelten die Ausführungen, seien nicht nöthig, denn die Deutschconservativen besorgten ja das antisemitische Geschäft auch und mit mehr Aussicht auf Erfolg als die „Deutschsocialen", die „Unverfälschten" u. s. w. Die Akiwardt, Böckel und Genossen kamen in der Rede des conservativen Reichstagsabgeordneten gerade nicht gut weg, aber die abfällige Kritik erschien mehr als der Ausfluß parteipolitischen Bedauerns denn als Frucht grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit. Wäre es anders, so hätte Freiherr von Friesen Herrn Stöcker nicht ein unzweideutiges Lob singen können, demselben Stöcker, der den Genossen und nicht unwürdigen Nachfolger Akiwardt's im Verleumdungsgeschäfte ein sächsisches Mendel zu verschaffen so eifrig bemüht gewesen ist. Mehr als ein erbliches Mäntelchen um die Forderung nach Aufnahme des Antisemitismus ins Parteiprogramm ist es jedenfalls nicht, wenn Freiherr von Friesen Judenthum und Socialdemokratie als die einzigen Träger des Materialismus hinstellte. Der reactionäre Adel und was sich zu ihm rechnet, hätte wahrlich gerade genug Anlaß, sich in diesem Betreff an der eigenen Nase zu zupfen. Wir verzichten vorläufig auf die nähere Ausführung dieses Einwandes, sind aber auf Verlangen gern bereit, aus dem gar nicht schwierigen Geschäfte zu extrapiren. . . . Nachdem die Mehrheit des Parteitages im geraden Gegensatze zu Herrn von Helldorf die antisemitische Demagogie heranziehen, statt sie abfließen will, versucht es sich von selbst, daß sie in ihrer Resolution gegen die „reinliche Scheidung" Stellung genommen hat. Nun fragt es sich, was die Reichstagsfraction zu den sächsischen Forderungen, insbesondere auch zu der Einberufung eines allgemeinen deutschen Parteitages noch vor Zusammentritt des Reichstages sagen wird."

Wenn es in der deutschen Presse je etwas gegeben hat, das an die Seeschlange erinnert, so ist es die „große Militairvorlage", die heute für die nächste Reichstagssession ebenso bestimmt angekündigt wird, wie man sie morgen in das Bereich der Fabel verweist. Es ist neuerdings viel davon die Rede gewesen, daß der eigentliche Grund der periodisch auftretenden europäischen Beunruhigungen in der übergroßen Nervosität des Publicums liege. Woher aber kommt diese Nervosität anders, als von der Unsicherheit und Verworrenheit der Anschauungen über die Weltlage, wie sie durch die fortwährend wechselnden und einander widersprechenden Darstellungen und Beurtheilungen wirklicher und erdichteter politischer Vorgänge erzeugt wird? Zum Theil liegt das an dem Sensationsbedürfniß unserer Zeit, welches die Presse befriedigen zu müssen glaubt; aber daneben ist auch kein Zweifel, daß es Leute giebt, welche ein Interesse daran haben, jene Unsicherheit und Verworrenheit und in weiterer Folge jene Nervosität erzeugt zu sehen. Die verständige Presse aller Parteien sollte ihr Möglichstes thun, dem entgegenzuwirken. Im Großen und Ganzen darf man auch sagen, daß die deutsche Presse sich in diesem Puncte ihrer Pflicht bewußt ist. Sie hat soeben, gelegentlich der Vorgänge von Kiel und Nancy, die erste Prüfung dieses Jahres zu bestehen gehabt und im Allgemeinen dabei eine Haltung bewährt, welche dem Hange zur Nervosität zum Mindesten keinen Vorschub geleistet hat. Es wäre sehr zu wünschen, wenn ein Gleiches hinsichtlich der mit der allgemeinen Weltlage in so nahem Zusammenhange stehenden Militairfrage geschähe. Die Erklärung dafür, daß die Combination Kiel-Nancy das deutsche Publicum im Großen und Ganzen sehr kühl gelassen hat, liegt einfach darin, daß man die bekannte, seit einer Reihe von Jahren bestehende Situation weder durch Kiel verbessert, noch durch Nancy verschlechtert glaubt. Die schüchternen Versuche, der Kaiserbegegnung eine optimistische Bedeutung beizulegen, sind an einem unerschütterlichen Skepticismus gescheitert; ebensowenig aber hat man sich durch die prahlerischen Andeutungen der Franzosen aus der Fassung bringen lassen. Man weiß eben, daß der europäische Frieden bisher nur durch die gewaltige Macht des Dreibundes aufrecht erhalten ist, und im Bewußtsein des Fortbestehens dieser Macht läßt man sich durch nichts beirren, der Zukunft mit ernster Zuversichtlichkeit entgegenzugehen. Diese allgemeine Auffassung der Lage sollte aber auch dem wunderlichen Spiel mit der Militairvorlage den Boden entziehen. Daß der Plan einer Ausdauernmachung unserer wachsenden Bevölkerungsziffer für die Wehrkraft besteht, ist seit dem November v. J. eine durch den Mund des Reichskanzlers selbst verkündete Thatsache. Ob der Plan im nächsten oder übernächsten Winter zur parlamentarischen Verhandlung kommen wird, ist von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung. Was das Publicum mehr interessirt, sind die Angaben, welche die Vorstellung erwecken, als ob der Plan aufgegeben sei. Zum Theil werden derartige Darstellungen unzweifelhaft mit der befriedigenden Weltlage motivirt. Man sollte annehmen, dieselbe öffentliche Meinung, welche sich eben erst jener Täuschung über die wirkliche Weltlage unzugänglich erwiesen hat, sollte nicht erst belehrt werden müssen, daß sich seit dem November v. Js. nichts ereignet hat, was einen Verzicht auf den so bestimmt angekündigten Plan wahrscheinlich machen könnte. Man kann also dies nachgerade ins Lächerliche gehende Bestätigungs- und Ableugnungsspiel einfach dahin abschneiden, daß eine „große Militairvorlage" sicherlich kommen wird. Im Uebrigen erscheint jede Erörterung über dieselbe unnütz, so lange ihr Inhalt nicht bekannt ist.

Der Ausfall der belgischen Kammerwahlen läßt sich noch nicht völlig übersehen; jedenfalls aber hat er den Liberalen bedeutende Vortheile gebracht. Es fragt sich nur, ob sie groß genug sind, um das bestehende Regiment zu erschüttern. Die bisherige Kammer bestand aus 138 Mitgliedern; davon waren zuletzt 94 klerikal und 44 liberal. Die Klerikalen hatten also eine reichliche Zweidrittelmajorität. Dem Zuwachs der Bevölkerung entsprechend, ist die Zahl der Sitze auf 152 vermehrt worden. Um das Ministerium Beernaert zu stürzen, müßten die Liberalen mindestens 77 Mandate haben, sie müßten also nicht blos ihre bisherigen 44 Sitze behalten, sondern noch 33 neue dazu gewinnen. Das wäre ein Glücksfall, für den bis jetzt alle Voraussetzungen fehlen. In 16 Wahlkreisen von 41 haben die Liberalen überhaupt keine Candidaten aufgestellt, weil dort der Kampf für sie aussichtslos ist; diese Wahlkreise stellen zusammen 36 Deputirte, die somit von vornherein zur klerikalen Partei gehören. In mehreren anderen Wahlkreisen bestehen zwar liberale Candidaturen, aber sie haben keine Aussicht auf Erfolg. Müssen somit die Liberalen auf die Hoffnung verzichten, das Ministerium stürzen zu können, so dürfte es ihnen doch vielleicht gelingen, der Regierung einen sehr verhängnißvollen Streich zu spielen, nämlich, indem sie den Klerikalen die Zweidrittelmajorität entreißen, und dazu scheint die Aussicht noch nicht ganz geschwunden zu sein. Was dann kommen würde, ist schwer zu sagen. Einige meinen, das Ministerium Beernaert würde dadurch so schwer getroffen, daß es die Durchführung des Revisionswerkes anderen Händen überlassen müßte. Sicher ist, daß die klerikale Revision selbst getroffen wäre und statt der Occupation ein anderes System gefunden werden müßte, das auch einem Theil der Liberalen passen würde.

In Frankreich hat die royalistische Partei, wie bereits gemeldet, erklärt, daß sie keineswegs gewillt wäre, den Anweisungen des Papstes, dessen kirchliche Autorität sie in vollem Maße anerkennt, auch in politischen Angelegenheiten Folge zu leisten. Da auch unter dem französischen Episkopate trotz der Ansprache, die unlängst der Bischof von Vertus aus Anlaß der Reise des Präsidenten der Republik an diesen gerichtet hat, noch immer weitgehende Meinungsverschiedenheiten bestehen, darf jetzt bereits angenommen werden, daß der von Leo XIII. geplante modus vivendi im eigenen Lager der französischen Klerikalen der Verwirklichung noch sehr fern ist. Nun hat auch die französische Regierung in der vorgestrigen Sitzung der Deputirtenkammer in Folge einer Anfrage des radicalen Abgeordneten Moreau Erklärungen abgegeben, die bei der gesammten klerikalen Partei große Entrüstung hervorrufen müssen. Die Anfrage bezog sich auf die von der Geistlichkeit geleitete Gesellschaft „Notre Dame" im Departement du Nord, die unter dem Vorwande, industriellen Zwecken zu dienen, eine regelrechte klerikale Propaganda betreiben soll. Der Justizminister Ricard schloß sich nun dieser Auffassung durchaus an und erklärte, daß die Mitglieder der Gesellschaft vor das Zuchtpolizeigericht in Lille gestellt werden sollen. Die darauf mit großer Stimmenmehrheit zur Annahme gelangte Tagesordnung, in der die energische Anwendung der bestehenden Gesetze verlangt wird, muß der römischen Curie ebenfalls beweisen, daß die französische Regierung trotz aller bisher unerfüllt gebliebenen Anordnungen des Papstes keineswegs beabsichtigt, der klerikalen Propaganda gegenüber abzurüsten.

In England beschäftigt sich die öffentliche Meinung fast ausschließlich mit den Vorgängen in Uganda und dem angeblichen Beschluß der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, dieses Land zu räumen. Ernstlich glaubt man an diese Absicht nirgends. Jedenfalls geht aus den Erklärungen, die Lord Salisbury gestern im Oberhause abgegeben hat, hervor, daß an eine dauernde Aufgabe von Uganda nicht gedacht wird, und es dürfte in nicht zu ferner Zeit dem Parlamente eine Vorlage zugehen, durch welche Geldmittel für den Bau der Eisenbahn von Mombassa nach dem Victoria-Nyanza verlangt werden. Hat die britische Volksvertretung bereits 20 000 Pfund Sterling für die Vorarbeiten bewilligt, so wird sie auch noch weiter in die Tasche greifen, um einen Plan zur Ausführung zu bringen, zu dem der Ostafrikagesellschaft nach eigenem Geständnisse die Geldmittel fehlen. Dann würde Uganda Kronkolonie, und das wäre der einzige Weg, den dortigen Wirren ein Ende zu machen. Nur dürfte dann der britischen Regierung zu empfehlen sein, ihre gegenwärtigen Missionare sofort zwangsweise aus dem Lande zu entfernen. Die religiösen Kämpfe, die Europa so lange verwüsteten, dürfen nicht in Afrika ihre Auferstehung feiern. Wenn durchaus Bekehrungen stattfinden sollen, müssen unbedingt wie die politischen auch die kirchlichen Interessensphären der einzelnen Religionsgenossenschaften abgegrenzt werden.

Die Gegner der deutschen Colonialpolitik waren, wie bekannt, sehr froh, als das „werthlose" Uganda an England abgetreten wurde. Jetzt, wo es britischer Besitz ist, erfahren wir aus einem colonialfeindlichen Berliner Blatt: „Uganda ist ein vielumworbenes Land, weil es die Nilquellen beherrscht, sehr fruchtbar und seit langen Zeiten am Handel betheiligt ist. Es scheint für England großen Werth zu haben." Warum denn nicht auch für Deutschland?! Noch verwunderlicher ist freilich folgender Satz des nämlichen Blattes: „In Afrika wird die Zukunft allen Nationen Europas gleiche Rechte zuweisen und diejenigen werden am schlechtesten fahren, welche große Opfer gebracht haben, um ein geräumtes Vorzugsrecht zu erlangen."

Die Nachrichten über die Verhältnisse in Serbien lauten wieder sehr widerspruchsvoll, was ungeachtet aller Dementis, die den Gerüchten von einer theilweisen Ministerkrisis entgegengesetzt werden, darauf hindeutet, daß Veränderungen bevorstehen. Wie uns indeß aus Belgrad berichtet wird, scheint es sich um eine Parteienkrisis zu handeln. Die Art, wie sich die Liberalen für ihren Parteitag rüsten, hat die anderen Parteien aufgeschreckt, und wenn man die übereinstimmende Beurtheilung hört, die die Haltung der Liberalen sowohl durch die Radikalen, als durch die Fortschrittspartei erfährt, so liegt die Vermuthung nahe, daß sich, wenigstens was diesen speciellen Fall anbelangt, zwischen den beiden Parteien eine Annäherung vollzogen habe. Es ist bemerkenswerth, daß sowohl der „Odjek" und der „Dnewni List", als auch das fortschrittliche Organ „Videlo" darin übereinstimmen, daß dem liberalen Parteitag keine Bedeutung beizumessen sei und daß es den Liberalen, die auf

---

Feuilleton.

Das Bildniß der Geliebten.

8] Eine dramatische Novelle von Carl Ed. Klopfer.
(Nachdruck und Dramatisirung verboten.)

(Fortsetzung.)

Mathilde konnte nichts mehr antworten, denn in diesem Augenblicke kam Pruck über die Treppe herabgeeilt. Er hatte den Gartenhut auf dem Kopf und ein Papier in der Hand.

„Herr Doctor", rief er in heiterem Eifer, „ich habe da soeben einen Einfall als brillante Ergänzung zu Ihrem Sujet! Hören Sie!"

Er nahm den „Associé" bei Seite und erklärte ihm leise seine Absichten, ihn am Arm auf und nieder führend. Mathilde trat in die eine Fensternische, wo ein Tischchen mit allerlei Salontand stand. Dort schlug sie ein großes Photographiealbum auf und betrachtete mit leerem, verständnißlosem Blick die schon hundert Mal gesehenen Physiognomien.

Einige Minuten später trat Frau Gröner in den Salon. Sie war in voller Straßentoilette und eben im Begriff, ihre langknöpfigen Handschuhe anzuziehen, eine Arbeit, mit der sie bei ihrer momentan sehr hochgradigen Nervosität nur schwer zurecht kommen konnte.

„Du gehst aus?" fragte Mathilde, sie in die Fensternische ziehend und ihr an den fürwitzigen Handschuhen helfend.

„Ja, in die Stadt — ich habe etwas zu besorgen," pustete die Schwester hervor; man sah, daß sie Mühe hatte, aus Rücksicht auf die Herren den angeschlagenen Flüsterton beizubehalten. „Es ist gut, daß ich Dich gerade treffe. So kann ich Dir im Vorbeigehen gleich sagen, daß mein Mann und ich heute Abend nicht zu Tische zu Euch hinaufkommen werden. Wir wollen diese gemeinsamen Mahlzeiten bis auf Weiteres überhaupt sistiren."

„Ah! Weshalb denn?"

„Dieser Doctor Hilberg ist keine Gesellschaft für Norbert. Ein leichtlebiger junger Mensch . . ."

„Junger Mensch? Ich denke, Dein Mann ist jünger als er?"

„Leider Gottes! Aber er ist Ehemann und — kurz, dieser Doctor gefällt mir einmal durchaus nicht. Dir vielleicht?"

„Hm!" machte Mathilde, den letzten Knopf der engen Handschuhe mit vieler Anstrengung schließend.

„Na ja", fuhr Laura, fiebernd vor Ungeduld, fort. „Der Mann hat Dir ja Ansichten und Meinungen — na, ich danke!"

Mathilde mußte trotz ihrer Pein lächeln. „Du fürchtest, er kann Deinen Gatten verderben?"

„O, Du weißt nicht, wie empfänglich Norbert für eine Lebensauffassung ist, wie sie dieser Herr zu haben scheint."

„Geh' doch, Du machst Dir zu viel unbegründete Sorge!"

Mathilde seufzte. „Ich bitte Dich, wenn man um vier Jahre älter ist als der Mann! Ja Du, Du hast es besser getroffen! Du bist vierundzwanzig und Dein Mann ist sechsundvierzig —"

Pruck verabschiedete sich inzwischen und ging in den Garten hinaus, die Glasthüre offen lassend. Die höher gestiegene Sonne machte die Zimmerwärme bereits entbehrlich.

„Du — siehst aber doch Deinen Mann?" fragte Mathilde plötzlich, aus tiefen Gedanken empor. Laura machte ein eigenthümlich verdrießliches Gesicht.

„Ich? Du lieber Gott — das weiß ich gar nicht mehr so recht. Norbert bereitet mir soviel Aerger und Sorge. — Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr — ich muß nach der Stadt. — Also entschuldige uns bei Deinem Mann! Ich will ihn nicht stören, er ist ja schon über Hals und Kopf mit diesem unglückseligen Theaterstück beschäftigt. — Adieu!"

„Auf Wiedersehen!"

Laura rauschte hinaus, die Verbeugung Hilberg's mit einem kaum bemerklichen stolzen Neigen ihres Hauptes erwidernd.

Mathilde und Hilberg sahen sich wieder allein, bedrückt von einer gewitterschwülen Pause. Er ordnete sein Manuscript auf dem Tisch, dann näherte er sich der regungslos, wie in Furcht gebannt Dastehenden langsam. Jetzt war nichts mehr von Spott und Ironie in seiner Miene.

„Mathilde! Sie sehen, ich könnte jetzt gar nicht mehr zurück, selbst wenn ich wollte. Aber — ehrlich gestanden — ich will's auch nicht. Ich habe nicht umsonst zwei Jahre lang auf den Moment gewartet, wo ich Ihnen entgegentreten konnte."

„Um — Rechenschaft von mir zu fordern?" stöhnte sie.

„Rechenschaft, wozu? Wir wollen jetzt nicht abwägen, wem der größere Theil von Schuld zuzumessen wäre. Wir haben uns Beide gegen einander vergangen. Es war eine kindische Laune, womit wir uns damals quälten. Sie setzten Ihr reizendes Trotzköpfchen auf, und ich — nun, es war vielleicht auch von meiner Seite nichts Anderes als kleinlicher Eigensinn, den ich — männliche Consequenz nannte. Ich verließ damals das Haus Ihrer Cousine, in welchem wir uns heimlich zu treffen pflegten, — diesmal fest entschlossen, nicht das erste Wort zur Versöhnung zu sprechen; ich glaubte das schon zu oft gethan zu haben. Und Sie schwiegen — vielleicht mit demselben Recht wie ich. Und da wurde ich eines Tages ganz unvermuthet nach Hamburg gerufen, an das Sterbebett eines Verwandten. Ich glaubte, bald zurückkehren — aber es wurde in der Folge ein ständiger Aufenthalt daraus. Fürs Erste mußte ich wochenlang am Lager des Sterbenden weilen, dann wickelte sich die complicirte Erbschaftsangelegenheit ab — kurz, es ging mir so, wie Sie früher von sich sagten: ehe ich noch dazu kam, mit mir ernstlich zu Rathe zu gehen, war es schon zu spät; es wollte sich keine mir passende Gelegenheit mehr finden, den Faden wieder anzuknüpfen, der sich so eigenthümlich — fast unmerklich zwischen uns gelöst hatte."

„Nun, dann brauche ich auch nichts zu meiner Rechtfertigung zu sagen", athmete Mathilde auf. „Ich hörte von Ihrer Abreise, glaubte aber, sie sei nur ein Vorwand, ein drastischeres Trotzmittel — und dazu kamen die fortgesetzten Vernunfts-Argumente, mit welchen mir Cousine Alma zusetzte. Ich verbrannte Ihre Briefe und die kleinen Andenken, welche ich von Ihnen besaß — und hatte Sie damit endgiltig zu den Todten geworfen. Drei Monate später nahm ich die Einladung Alma's an, die mit ihrem Manne eine Sommerreise nach dem Salzkammergut antrat — ich fühlte ja das dringendste Bedürfniß nach einem Wechsel der Umgebung, nach Zerstreuung und — Betäubung. Und ich muß sagen, ich war selbst erstaunt darüber, wie rasch die Wunde vernarbte. — Als wir im September nach Ischl kamen, da war's mir bereits, als lägen Jahre zwischen jener Liebesaffaire und meinen jüngsten Reiseeindrücken. Ich stürzte mich mit Wonne in den Strudel des Gesellschaftslebens und hatte dazu vollauf Gelegenheit, denn es gab unter den deutschen Ausgästen kaum eine Familie, welche der Mann meiner Cousine nicht gekannt hätte. Da wurde am Ischler Sommertheater eine Reprise des Lustspiels „Ein Held von heute" vorbereitet; Sie wissen, es war das erste Werk meines jetzigen Mannes, das sein Renommée begründete. Das bereits seit Jahren auf allen Bühnen so beliebt gewordene Stück sollte noch mehr an Interesse gewinnen durch die Nachricht, daß der Autor sich zufällig unter den Curgästen befinde. Ich weiß nicht mehr, von wem die Anregung ausging, dem Dichter eine außerordentliche Ehrung zu bereiten. Genug, es wurden ein silberner Lorbeerkranz und eine prächtige Widmungsadresse beschafft, und — ich ward dazu ausersehen, Pruck diese Trophäen nach Schluß der bejubelten Vorstellung auf offener Scene zu überreichen. Bei dem darauffolgenden Bankett saß ich an der Seite des Gefeierten. Ich überließ mich willig dem faszinirenden Reiz des Augenblickes, ich fühlte mich von Pruck's geistsprühendem Geplauder hingerissen und schwelgte im Genuß eines eitlen Triumphes, wie ihm vielleicht kein Mädchenherz an meiner Stelle widerstanden hätte. Aber, was erzähle ich Ihnen da lange! noch in derselben Woche kündigten wir der kaum mehr überraschten Gesellschaft — unsere Verlobung an."

„Sie waren dem Zauber einer berauschenden Stunde erlegen. Sie begingen den landläufigen Fehler, die Festtagstoilette eines vom momentanen Enthusiasmus getragenen Künstlergeistes für das aus lauter Glanz und Pracht gewobene Alltagskleid der Berühmtheit zu betrachten. Sie meinten, die Ehe an der Seite des Gefeierten sei nichts als die Fortsetzung jener geistreichen Festtagsstunde — und, wiederum zu spät, wurden Sie erst gewahr, wie wenig Gemeinsames zwischen Ihnen und dem Manne bestand, der nach seinen Jahren fast Ihr Vater sein könnte.

Hilberg trat näher auf sie zu, sein Ton erhitzte sich immer